



Cancel Culture, sagt Christoph Nußbaumeder, sei ein Ausdruck von kulturellem Niedergang.

SUSANNE SCHLEYER/AKG-IMAGES

Ungeheuern auf der Spur

Im Roman „Das Herz von allem“ sucht ein Ex-Pfarrer in den frühen USA nach einem sagenumwobenen Mammut.

Ist so etwas womöglich höchst aktuell?

Wie sprachen mit Christoph Nußbaumeder, dem Autor

MICHAEL ANDRICK

Mit seinem neuen Roman „Das Herz von allem“ begibt sich der niederbayerische Schriftsteller Christoph Nußbaumeder auf unerwartetes Terrain: Eine Expedition ins unerforschte Amerika um 1800 wird bei ihm zur Versuchsordnung über Macht und Verblendung, über Aufklärungseuphorie und deren blinde Flecken.

Aus der Jagd nach einem fantastischen Mammut wächst eine frappierend zeitgenössische Erzählung über Gier, Glauben und die Brüchigkeit großer Ideen.

Herr Nußbaumeder, Ihr Romandebüt „Die Unverhofften“ war eine von der Kritik und vom Publikum gefeierte Familiensaga. Wie sind Sie auf die Idee gekommen, mit „Das Herz von allem“ nun eine Expeditionsgeschichte aus den Gründungsjahren der USA folgen zu lassen?

Ich hatte einen Aufsatz über die legendäre Lewis-und-Clark-Expedition (1804–1806) gelesen, die gewissermaßen zum amerikanischen Gründungsmythos gehört. Diese vom Kabinett Jefferson fi-

nanzierte Expedition sollte im Wesentlichen schiffbare Handelswege bis hin zum Pazifik erkunden, das von den Amerikanern noch unerschlossene Gebiet kartografieren, aber auch Kooperationen mit Indianern schließen.

Und es gab noch ein Detail, das inzwischen fast in Vergessenheit geraten ist: Der Trupp sollte auch Ausschau nach dem „American Incognitum“ halten. Dieses Kuriösrum hat mich dann auf Anhieb sehr inspiriert.

Was ist das „American Incognitum“?

Es handelt sich um ein mammutartiges Ungeheuer, von dem die Menschen tatsächlich glaubten, es würde irgendwo tief im Westen existieren, aus dem einfachen Grund, da es noch kein Bewusstsein für Aussterben gab. Dies wurde erst im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts zur anerkannten Lehre.

Man hatte an der Ostküste vollständige Skelette von Mammuts und Mastodonten gefunden, sie zusammengestellt und zum Teil auf Jahrmärkten ausgestellt, und war eben im Glauben, diese Viecher, die man sich als riesige Raubtiere vorstellte, müssten

a) existieren und b) man sollte ihrer unabdingt habhaft werden.

Man könnte sie, so die Überlegung, einrüsten wie Hannibals Elefanten, zudem wären sie als Last- und Zugtiere überaus nützlich, und gegenüber Europa wäre der Besitz des weltgrößten Landtieres ein enormer Vorteil und Prestigegewinn gewesen. Insoweit diente das „American Incognitum“ auch als Projektionsfläche für Herrschaftsfantasien.

Wieviel an dieser Suche nach dem sagenumwobenen Tier ist historisch, was haben Sie erfunden?

Da es für mich nicht infrage kam, die Lewis-und-Clark-Expedition nachzuerzählen, habe ich einen Roman über eine fiktive Expedition verfasst, die nur das „American Incognitum“ finden will. Erzählt wird die Geschichte aus der Ich-Perspektive eines deutschen Auswanderers, eines exkommunizierten Pfarrers.

Zudem habe ich die Expedition ein paar Jahre früher angesetzt, nämlich 1796. Aber das Ganze ist natürlich eingebettet in die realen zeitgeschichtlichen Gegebenheiten. Die Erzählung ist einerseits ein historischer

Abenteuerroman, vielmehr aber eine Parabel über Allmachtfantasien, und darin wiederum sehe ich im Kern eine Weltkomödie.

Das müssen Sie erklären.

Naja, man muss sich vor Augen halten, dass zur damaligen Zeit – und es ist noch nicht so lange her – in der Machtelite und bei den untergebbenen Gelehrten Einigkeit darüber bestand, dass diese Tiere irgendwo draußen leben müssen. Zwar wurde ab und zu über das Phänomen des Aussterbens spekuliert, aber aus ideologischen Gründen wurde diese Annahme eisern abgelehnt.

Im Text heißt es: „Seit Platon war man sich einig darüber, dass die große Kette der Wesen unverbrüchlichen Bestand hat und vom kleinsten Insekt bis zum gewaltigsten Geschöpf hinaufreicht.“

Man könnte auch sagen, das Dogma, dass es diese Tiere gibt, war eines der vielen frühen Beispiele von „follow the science“. Gepaart mit dem Versprechen auf Reichtum und Ruhm, so man diese Ungeheuer finde, ist das schon ziemlich komisch.

Sie schildern am Anfang des Romans die Ureinwohner Nordamerikas als heruntergekommene, sich prügelnde Trunkenbolde in New York, aber in ihren Stämmen im Hinterland des Kontinents auch als Träger einer tief humanen, auf Naturverbundenheit und Gemeinschaft gebauten Kultur.

Zu Beginn gibt es diese eine Szene, die als Bild von Entwurzelung und Verwahrlosung konzipiert ist. Eine motivische Setzung sozusagen. Der dritte Teil des Buches ist dann bei den Lakota angesiedelt, im heutigen South Dakota.

Was Sie in der Frage über die Ureinwohner hervorheben, ist durchaus zutreffend. Allerdings neigt man als gewissensgeplagter Westler inzwischen dazu, sämtliche indigenen Stämme zu erklären, wie es einst Rousseau gemacht hat, quasi als reine Ursprungsydylle der Harmonie und Gewaltlosigkeit, was aber so nie der Fall war.

Man trifft dann auch schnell ein moralisches Urteil, nach der Devise: Böser Weißer, guter Indianer, als ob es eine genetische Disposition gäbe. So wie man es früher genau umgekehrt gemacht hat.

Mir ging es darum, den vorgeblich aufgeklärten, oft calvinistisch geprägten Expansionsdrang der Weißen der Weltanschauung der Lakota gegenüberzustellen.

„Und ist es nicht so, dass man eigentlich das kritisiert, was einem am Herzen liegt?“

„Es gibt eine Ebene, auf der Politik und Religion nicht unterscheidbar sind. Wenn es zum Beispiel um Gerechtigkeit geht, um Verteilungsfragen oder um Frieden.“

Einer Geisteshaltung, die sich in basisdemokratischen Strukturen oder dem Glauben an eine Allbeseeltheit des Kosmos niederschlägt. Unerlässliche Gier nach Reichtum tritt dadurch kaum auf, was höchstwahrscheinlich auch auf eigene historische Erfahrungen zurückgeht, samt der Einsicht, dass Machtmonopole Gesellschaften zerstören, indem sie Kriege und Ausbeutung befördern.

Diese Menschen hatten einen sehr ausgesprochenen Gemeinschaftssinn, weshalb manche eine Art Ursozialismus darin sehen. Dazu passt es für mich, dass zu DDR-Zeiten Indianerliteratur sehr protegiert wurde, und die Jugendromane von Liselotte Welskopf-Henrich oder auch beispielsweise „Blauvogel“ von Anna Jürgen sind richtig gut geschrieben und hervorragend recherchiert.

Stichwort Indianer: Wie fühlt es sich in Zeiten von Cancel Culture an, mit den Ausdrücken des späten 18. Jahrhunderts über „Indianer“ und auch „Neger“ zu schreiben?

Ich habe versucht, der Ausdrucksweise der Zeit Rechnung zu tragen, alles andere wäre Geschichtsklitterung gewesen. Dass Worte und Begrifflichkeiten im Laufe der Jahre ihre Bedeutung verändern oder ihre Unschuld verlieren, ist normal. Dann werden sie aussortiert, und das geschieht meist ziemlich geräuschlos.

Insofern ist es heutzutage völlig richtig, beispielsweise einen Schwarzen nicht mehr als „Neger“ zu bezeichnen oder eine Frau nicht mehr als „Weib“ zu benennen. Für neutrale Beschreibungen sind diese Bezeichnungen unbrauchbar geworden. Aus guten Gründen.

Wenn man sich nun aber reflexartig über bestimmte Vokabeln ereifert, ohne deren Kontext zu berücksichtigen, ohne die dahinterliegende Absicht einzubeziehen – durch die Wortwahl wird ja immer auch soziale Realität miterzählt, ganz zu schweigen von den vielen Spielarten des Sprachgebrauchs, wie Ironie oder Sarkasmus –, dann zeigt es die Unfähigkeit, Zusammenhänge zu erfassen und einzuordnen.

Das ist Dogmatismus, der abstraktes Denken verunmöglicht. Es geht nur noch um Reiz und Reaktion, auch um Empörung und Verurteilung. Für mich ist das, was man allgemein als Cancel Culture bezeichnet, ein Ausdruck von kulturellem Niedergang, der meiner Meinung nach nicht zufällig Hand in Hand geht mit dem volkswirtschaftlichen.

Der Großgrundbesitzer Oliver Hancock, der die Expedition finanziert, ist eine vielschichtige Figur: Unternehmer, Entdecker und auch ein wenig Showman. Haben Sie diese Figur als Allegorie auf die Vereinigten Staaten als Ganzes angelegt?

Nein, das nicht. Oliver repräsentiert das Establishment, er ist gebildet und vermögend, und das in einem jungen Staat, strotzend vor Optimismus, von aller Welt be-



ZUR PERSON

Christoph Nußbaumer, geboren 1978 im niederbayerischen Eggenfelden, studierte Rechtswissenschaften, Germanistik und Geschichte in Berlin, wo er seit 1999 lebt. Seine Stücke wurden unter anderem an der Berliner Schaubühne, Bochum und Köln uraufgeführt.

Sein erster Roman „Die Unverhofften“, wurde mit dem Grimme-Preis ausgezeichnet. „Das Herz von allem“ erschien 2025 bei Rowohlt Berlin (448 Seiten, 25 Euro).



wundert, selbst das Streben nach Glück steht als unveräußerliches Menschenrecht in der Unabhängigkeitserklärung.

Für Oliver gibt es keine Beschränkungen, die nicht überwunden werden könnten, er will das „American Incognitum“ finden und damit unsterblichen Ruhm erlangen.

So gesehen ist er eine Art Elon Musk seiner Zeit, ein Entgrenzungsideologe, dessen Erfüllung oder auch Erlösung immer im Außen liegt, im beständigen Ausdehnen und Einverleiben. Es ist ja auch keine Erkundungsexpedition, die er auf die Beine stellt, sondern streng genommen ein Beutezug.

Aber Oliver ist auch ein Narziss, jemand, der in sich selbst eingeschlossen ist, und dessen Stolz größer ist als sein Mut.

Ihr Held ist Johannes Gottstein, der entlaufene Pfarrer. Bei aller „Action“ und Spannung ist es so, dass er neben der Suche nach dem „American Incognitum“ den Leser noch auf eine andere Suche mitnimmt: eine intellektuelle und spirituelle.

Johannes ist nicht nur ein Pfarrer aus der Provinz, er ist auch ein Intellektueller, der in Ingolstadt Mathematik und Astronomie studiert hat und dort dem Illuminatenorden beitritt, weshalb er schließlich nach Übersee fliehen muss. Er ist einer, der in der Wahrhaftigkeit leben will.

Als er in New York ankommt, ist er noch einigermaßen naiv; er glaubt, Demokratie und Aufklärung würden hier für eine gerechte Gesellschaft sorgen.

Dem ist aber nur bedingt so, also fängt er an, die neue Autorität zu hinterfragen, was ihn in die Bredouille bringt, einmal sogar in Lebensgefahr. Dadurch entstehen Reflexionen über Politik und Machtausübung, auch dringliche Fragen über das Mysterium des Seins.

Es gibt nämlich eine Ebene, auf der Politik und Religion nicht unterscheidbar sind. Wenn es zum Beispiel um Gerechtigkeit geht, um Verteilungsfragen oder um Frieden. Und John beruft sich auf die Botschaft Jesu, sie lässt ihn am christlichen Glauben festhalten.

Zu diesen Reflexionen gehört auch, wenn Ihr Held über die „repräsentative Demokratie“

feststellt, dass „immer nur die Reichen das Kommando führen“ und diese „nie eine echte Demokratie zulassen“ würden. Kratzt das nicht zu sehr am Lack unserer amerikanischen Freunde?

Johannes oder John, wie er in Amerika heißt, wird ja am Ende selbst amerikanischer Staatsbürger. Und ist es nicht so, dass man eigentlich das kritisiert, was einem an Herzen liegt? Damit Verbesserungen eintreten für das Wohlergehen aller?

John hält eine Eloge auf das Recht der freien Rede, er erkennt aber auch, dass Sklaverei ein sehr einträgliches Geschäft ist, ebenso wie Krieg und die damals bevorstehende Verdrängung der Indigenen. Es geht um Land und Bodenschätze. Und es werden allzu oft Beschlüsse gefasst, die diese Geschäfte nicht unterbinden, selbst wenn die große Mehrheit dagegen stimmen würde.

Es ist noch wichtig zu erwähnen, dass John seine Geschichte nachträglich aufschreibt, 40 Jahre nach der eigentlichen Expedition. In der Rückschau sieht er manches klarer, und da gibt es eben Passagen, in denen er entschieden systemkritisch ist, während er an anderer Stelle bekennt: „Dieses Land hat gute Samen, aus denen jederzeit ein neuer Baum der Freiheit erwachsen kann. Vorausgesetzt, dass es eine Republik bleibt und sich nicht verführen lässt, ein Imperium zu werden.“

Zum bald 250. Geburtstag der Vereinigten Staaten lässt sich unstrittig feststellen, dass es zum reichsten Armenhaus der Welt geworden ist.

Ein ganzes Kapitel heißt „Vertrauensbrüche“, und solche ereignen sich vielfach im Expeditionstrupp sowie in der amerikanischen Geschichte. Entsprechend Ihrem Vorhaben, die großen geschichtlichen Themen in den Beziehungen der Expeditionsteilnehmer zu spiegeln?

Ich habe das nicht geplant; wenn ich aber jetzt darüber nachdenke, glaube ich, dass es sich fügen musste, aus dem einfachen Grund, weil damals eine Zeitenwende stattfand: der Übergang von der Frühen Neuzeit zur Moderne.

Die Karten wurden neu gemischt, gesellschaftlich, weltpolitisch. Dadurch kommen die wesentlichen Themen fast zwangsläufig zur Sprache: „Münze, Macht und Militär“, wie es einer der Männer ausdrückt. Am Beginn von etwas Großem ist es ja nicht nur so, wie der zu Tode zitierte Hesse-Satz sagt, dass jedem Anfang ein Zauber innewohnt. Im Anfang wohnt auch immer schon das Ende. Was ein Land stark macht und wachsen lässt, das schlägt irgendwann einmal um ins Destruktive – sofern man nicht aufpasst und gegensteuert.

Ich wollte den Blick auf die Anfänge des US-Imperiums richten, auch weil wir gegenwärtig erleben, wie das Aufkommen einer multipolaren Weltordnung die westliche Vormachtstellung beendet.

Highlights 2026



FRIEDRICHSTADT-PALAST
„BLINDED BY DELIGHT“



HOLIDAY ON ICE



MUSICAL „GHOST –
NACHRICHT VON SAM“



BUBBLE PLANET

ÜBER
10.000
EVENTS



**Berliner
Ticketshop**

Buchungshotline: 030 23 27 75 00

(Mo–Fr, 9–15 Uhr)

berliner-zeitung.de/ticketshop